

(Nachdruck verboten.)

75]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Gek.

Die Mutter, die neben ihm stand, sah, wie seine Augen von einem warmen und hellen Glanz erleuchtet wurden. Indem er die Hände auf die Stuhllehne legte und seinen Kopf auf die Hände stützte, blickte er irgendwo weit in die Ferne und sein ganzer hagerer und zarter, aber kräftiger Körper schien vorwärts zu streben, wie ein Blumenstengel zum Sonnenlicht.

„Warum . . . heiraten Sie sich denn nicht!“ rief die Mutter ihm.

„Oh Sie ist schon fünf Jahre verheiratet. . . .“

„Aber warum ging es denn früher nicht? Hat sie Sie nicht geliebt?“

Nach kurzem Nachdenken erwiderte er:

„Doch, wahrscheinlich hat sie mich geliebt . . . Ich bin dessen sogar sicher! Aber sehen Sie, es kam bei uns immer so: wenn sie im Gefängnis saß, war ich frei, war sie aber frei, so saß ich im Gefängnis oder war verbannt. Das hat tatsächlich viel Ähnlichkeit mit der Lage, in der Sascha sich befindet! Endlich wurde sie auf zehn Jahre nach Sibirien verbannt, schrecklich weit! Ich wollte ihr nachreisen . . . aber sowohl sie wie ich hatten immer Bedenken . . . und ich blieb hier. Sie aber traf dort einen anderen Mann . . . meinen Freund, einen sehr netten Menschen! Dann flohen sie zusammen . . . und jetzt leben sie im Auslande. Ja. . .“

Er nahm die Brille ab, wuschte sie, hielt die Gläser gegen das Licht und wuschte sie nochmals rein.

„Ach, Sie lieber Mensch!“ rief die Mutter kopfschüttelnd. Er tat ihr leid und gleichzeitig lächelte sie nach Mutterart warm und zärtlich. Er aber änderte seine Stellung, nahm wieder die Feder zur Hand und begann abermals zu reden, indem er den Rhythmus seiner Worte durch Handbewegungen bezeichnete.

„Das Familienleben, die Kinder, die unsichere Lage, die Notwendigkeit, um's Brot viel zu arbeiten . . . mindert die Energie eines Revolutionärs herab, stets . . . während der Revolutionär seine Energie unermüdlich immer intensiver und umfassender entwickeln muß. Das fordert die Zeit. . . . Wenn wir nachlassen, der Müdigkeit nachgeben, oder uns durch kleine Zugeständnisse ablenken lassen, so ist das schlecht, fast ein Verrat an der Sache. Es gibt niemanden, mit dem wir Hand in Hand gehen können, ohne unseren Glauben zu ändern. . . .“

Seine Stimme wurde fest, sein Gesicht blaß, und in den Augen brannte die gewöhnliche, verhaltene und gleichmäßige Kraft. Wieder wurde laut geklingelt und Nikolai's Rede in der Mitte unterbrochen. Jetzt kam Ludmila im leichten, der Zeit nicht angemessenen Paletot, die Waden von der Kälte gerötet. Indem sie die zerrissenen Ueberstübe auszog, sagte sie böse:

„Die Gerichtsverhandlung findet in acht Tagen statt!“

„Ist das sicher?“ rief Nikolai aus dem Zimmer.

Die Mutter trat schnell zu ihm, sie war sich nicht klar darüber, ob Furcht oder Freude sie erregte; Ludmila ging neben ihr und meinte ironisch mit ihrer tiefen Stimme:

„Es ist sicher. Der Staatsanwalt Schostak hat die Anklageschrift soeben den Angeklagten zugestellt. Im Gericht wird ganz offen gesagt, das Urteil sei schon fertig. Aber was heißt das? Hat die Regierung Angst, daß ihre Beamten die Feinde der Regierung zu glimpflich behandeln? Obwohl sie ihre Diener schon so lange und so energisch verdirbt, ist sie doch noch immer nicht sicher, daß alle bereit sind, rechte Schurken zu sein? . . .“

Ludmila setzte sich auf das Sofa und rieb ihre mageren Waden mit den Handschälen; in ihren matten Augen funkelte Verachtung, ihre Stimme strömte von Born immer mehr über.

„Du verschiebst Dein Pulver umsonst, Ludmila!“ sagte Nikolai beruhigend. „Sie hören Dich ja nicht. . . .“

Die schwarzen Ringe unter ihren Augen zitterten und bedeckten das Gesicht mit unheilvo-

Nikolai sah sie durch seine Brille an, blinzelte mit den Augen und schüttelte den Kopf. Sie aber fuhr fort zu reden, als wenn die, denen ihr Haß galt, unmittelbar vor ihr ständen. Die Mutter horchte gespannt, verstand aber nichts und wiederholte unwillkürlich immer dasselbe:

„Gericht . . . In acht Tagen Gericht! . . .“

Sie konnte sich nicht vorstellen, wie die Richter mit Paul verfahren würden, fühlte aber plötzlich das Herannahen von etwas Unerbittlichem, unmeniglich Strenghem, Grausamem. Die Gedanken trübten ihren Kopf, verhüllten die Augen mit grauem Nebel, versenkten sie in etwas Zähes und Klebriges, das ein Frösteln und Unwohlsein im Körper hervorrief. Diese Empfindung nahm zu, sog sich ins Blut ein, ergriff das Herz, preßte es heftig zusammen und vergiftete alles Lebendige und Gute in ihm.

XVII.

In dieser Wolke von Zweifel und Niedergeschlagenheit und unter dem schweren Druck banger Erwartungen verlebte sie schweigend einen Tag und noch einen; am dritten aber erschien Sascha und sagte zu Nikolai:

„Ist alles fertig. Heute um ein Uhr. . .“

„Schon fertig?“ meinte er verwundert.

„Ja, was denn? Ich brauchte nur einen Platz und die Kleidung für Rybin zu beschaffen, alles übrige hat Godun auf sich genommen. . . . Rybin braucht nur ein Stadtviertel zu passieren. Auf der Straße trifft ihn Bjeffowtschikow, natürlich verkleidet. Er wirft ihm einen Paletot über, gibt ihm eine Mütze und zeigt ihm den Weg. . . . Ich will ihn erwarten, umkleiden und fortbringen.“

„Ganz nett! Aber wer ist dieser Godun?“ fragte Nikolai.

„Sie haben ihn schon gesehen. Haben sich in seiner Wohnung mit den Schlossern beschäftigt.“

„Ah, ich weiß schon . . . der alte Sonderling.“

„Er ist entlassener Soldat, Dachbeder . . . ein wenig entwickelter Mann mit unerfäßigem Haß gegen alle Macht und alle Machthaber. Ein wenig Philosoph“ sagte Sascha nachdenklich zum Fenster hinausblickend. Die Mutter hörte sie schweigend an, und ein unklares Gefühl reiste langsam in ihr.

„Godun will seinen Neffen befreien, den Schmied Jewtschenko. Erinnern Sie sich seiner noch? Ein eleganter und sauberer Junge, der Ihnen damals sehr gefiel.“

Nikolai nickte.

„Godun hat alles gut angelegt!“ fuhr Sascha fort. „Aber ich fange an, am Erfolge zu zweifeln. . . . Bei dem gemeinsamen Spaziergange werden, wenn die Gefangenen die Leiter sehen, viele entfliehen wollen. . . .“

Sie schloß die Augen und schwieg einen Moment, die Mutter rückte näher an sie heran.

„Und sich gegenseitig hindern. . . .“

Sie standen alle drei vor dem Fenster, die Mutter hinter Nikolai und Sascha. Ihre schnelle Unterhaltung erregte in ihrem Innern immer lebhafter und lebhafter ein unklares Gefühl.

„Ich gehe hin!“ sagte sie plötzlich.

„Wozu?“ fragte Sascha.

„Gehen Sie nicht, liebe Frau! Sie fallen noch herein!“ rief Nikolai.

Die Mutter blickte ihn an und wiederholte leiser, aber hartnäckiger:

„Rein, ich gehe. . . .“

Sie wechselten schnell einen Blick, und Sascha sagte, die Achseln zuckend:

„Das ist begreiflich. . . .“

Sie wandte sich der Mutter zu, faßte sie unter den Arm und erklärte einfach und freundlich:

„Ich will Ihnen doch sagen, daß Sie umsonst warten. . .“

„Lassen Sie mich doch hingehen!“ rief die Mutter und drückte sie an sich, während ihre Hand zitterte. . . . Ich werde nicht stören! Ich muß hin. Ich glaube nicht, daß so eine Flucht möglich ist.“

„Sie geht!“ sagte das Mädchen zu Nikolai.

„Das ist Ihre Sache!“ erwiderte er, den Kopf senkend.

„Wir können nicht zusammen sein Mama. Sie gehen

fängnismauer sehen . . . Wenn Sie aber gefragt werden, was sie dort tun?"

Die Mutter erwiderte froh und zübersichtlich:

„Ich werde schon eine Antwort finden!“

„Vergessen Sie nicht, daß die Gefängnisaufseher Sie kennen!“ sagte Saska. „Und wenn die sie dort sehen. . .“

„Sie werden mich nicht sehen!“ gab die Mutter zurück.

In ihrer Brust flammte schmerzhaft hell die Hoffnung auf, die ihre ganze Zeit über unmerklich geschwehlt hatte und belebte sie. . . .

„Vielleicht wird er . . . doch . . .“ dachte sie, sich schnell ankleidend.

Eine Stunde später befand sich die Mutter auf dem Felde hinter dem Gefängnis. Scharfer Wind flog um sie herum, blähte ihr Kleid auf, schlug auf den gefrorenen Boden, schüttelte den haufälligen Zaun, an dem sie vorüberging und stürzte sich mit einem Schwung über die nicht sehr hohe Gefängnismauer. An der Mauer brach er sich, warf dann Geschrei vom Hofe in die Höhe, zerstreute es in der Luft und trug es himmelan. Dort liefen geschwinde Wolken und eröffneten kleine Durchblicke auf die blaue Höhe.

Hinter der Mutter lag die Stadt, vor ihr der Kirchhof und rechts in einer Entfernung von zehn Faden, das Gefängnis. Beim Kirchhof ließ ein Soldat sein Pferd an der Longe laufen, ein anderer, der neben ihm stand, stampfte mit den Füßen laut auf die Erde, pfiß und lachte . . . Sonst war niemand beim Gefängnis.

Einem unerklärlichen Instinkt nachgebend, schritt die Mutter direkt auf die Soldaten zu, ging nahe heran und rief: „Leute! Habt Ihr nicht gesehen, ist hier nicht eine Biege vorbei gelaufen?“

Einer von ihnen antwortete:

„Wir haben nichts gesehen. . . .“

Sie ging langsam weiter zum Zaun und schielte dabei nach rechts und rückwärts. Plötzlich fühlte sie, daß ihre Füße zitterten und schwer wurden, als wären sie an dem Boden angefroren. Hinter der Gefängnismauer kam schnell, wie die Laternenanzünder immer gehen, ein stämmiger Mensch mit einer kleinen Leiter auf der Schulter hervor. Die Mutter blickte schnell auf die Soldaten. Sie trampelten auf derselben Stelle, und das Pferd lief um sie herum. Dann blickte sie nach dem Menschen mit der Leiter. Er hatte sie schon gegen die Wand gelehnt und stieg langsam hinauf . . . Von oben schwenkte er die Hand in den Hof, stieg schnell wieder herunter und verschwand um die Ecke. Das Herz der Mutter schlug geschwind, die Sekunden verstrichen langsam . . . Vor der dunklen Gefängnismauer waren die Stufen der Leiter infolge der Schmutzstellen und des abfallenden Putzes, der die Biegelsteine bloßlegte, kaum sichtbar.

Plötzlich erschien über der Mauer Michailos schwarzer Kopf. Sein ganzer Körper wuchs in die Höhe, wälzte sich über die Mauer, glitt an ihr herunter . . . Ein anderer Kopf, in zottiger Mütze folgte ihm, etwas Großes und Schwarzes rollte auf die Erde und verschwand schnell um die Ecke. Michailo richtete sich auf, blickte um sich und schüttelte den Kopf. . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Marder, der rauben muß.

Von Koda Koda

In den Baumästen flimmern frische Blattsprossen, und neugierig aus dem gelbgrünen Rasen lugen rosiggesäumte Maßliebchen. Die Spaken frohlocken, die Spaken und die Zigeuner. Der Frühling zieht ein.

Die Sonne strahlt durch die farbigen Fenster der Basilika auf den Chorstuhl, das goldgestickte Regengewand des Abtes funkelt. Es ist ein altes, müdes Gesicht, das sie beleuchtet. Die Nase scharf, der Mund verkniffen. Vor dem Abte kniet sein Liebling, Dimitar, der jüngste Mönch. Seine Augen irren erregt unter den gesenkten Lidern. Bedrückt und erregt ist auch seine Stimme.

„Ich bekenne, daß ich gesündigt habe — mit Sinnen, Worten und Werken. Ich wollte durch fromme Gedanken genesen und niemand beichten als Gott allein, wie es unser wahrhaftiger Glaube verlangt. — Ich ertrags nicht länger.“

Die flüsternde Stimme verstummt, der wirre Lockenkopf beugt sich noch tiefer. . . .

„Auf mir lastet ein unermessliches Vergehen. Helft mir die Mut ertöten, befreit mich von mir selber. — Es gibt keine Ruhe

für die entheiligten Mesopfer, für mein gebrochenes Gelübde und für meine Falschheit. Habt Erbarmen mit mir, erlöst mich!“

Der Alte sitzt zusammengesunken, die Hände gefaltet, die starren Augen auf den Sünder gerichtet. — — Endlich die bekommene Frage:

„Bereuht Du?“

Da hebt Dimitar stumm das Haupt. Zum ersten Mal blickt er auf — in diesem festen Blick ist aber keine Reue.

Der Alte steht auf. Als er weg will, haßt Dimitar nach seiner Kutte.

„Komm am Abend in meine Zelle!“ sagt der Alte und beugt sich über ihn. Einen Augenblick ist's, als wollte er ihn küssen.

Der Mönch schleicht in die Kapelle und kauert sich nieder. Dort bleibt er unbeweglich, stundenlang und finnt. Ein und der andre Bruder geht an ihm vorüber und wagt nicht, ihn zu stören. Er betet nicht, er fühlt nichts. Er hat gehofft, daß mit der Weichte auch der Schmerz von ihm genommen sein würde — und der Schmerz ward nicht von ihm genommen.

Plötzlich schreit er auf. Man wird ihn von ihr trennen, ihn von dem Erdenfleckchen verbannen, wo sie atmet. Seine Häufte ballen sich. Er weiß, daß er sich wehren wird. Nur sterben will er nicht, denn mit ihm stirbt sein herrliches, sein heimliches Glück.

Gott, warum hat ihn seine Mutter vor die Klosterschüre gelegt und verlassen? Warum hat sie ihn nicht im Walde hungrigen Raben ausgefüttert? Warum war er Mönch geworden? Es gibt ja so viel lachendes Glück in der Welt, zwei zärtliche Arme, die sich um seinen Hals schlingen, rote Lippen, die ihn küssen, Augen, die brennende Tränen weinen, weil er ein Mönch ist.

Die Schatten kriechen auf leisen Geistersohlen aus ihren Winkeln und hüllen langsam alles in ihre Tücher. Zuerst die zierlichen Kapitale der Säulen, die vergoldeten Gitter der Bilderwand — den heiligen Mikola. Zuletzt den einsamen Mönch, Finster überall, nur die roten Ampelkappen glimmen.

Dimitar ist's, als müßte er aufschreien. Er preßt die Lippen zusammen und drückt sie gegen seine Hände. Wenn er alles erwaht . . . wie leicht könnte ihm ein entseßlicher Fluch einfallen statt eines Gebetes.

Da legt sich eine Hand auf seine Schulter. Bruder Pero steht vor ihm.

„Der Abt ruft Dich!“ sagt er gedämpft, und als sie in die Halle hinaustraten: „Bist Du krank, Dimitar?“

Der Jüngere schüttelte den Kopf und geht den Flur entlang. Das Tor am Ende der Halle ist weit offen. Da bleibt er stehen. Die Luft ist feucht und kühl. Jrgendwo brennt es, der Westhimmel glüht unter einem Flammenluffe. Im Dorfe bellen die Hunde.

Aus der ersten Tür des oberen Ganges schimmert Licht. Die Tür öffnet sich, ehe Dimitar noch vor ihr steht. Der Abt drückt sie hinter ihm ins Schloß.

Eine Sekunde lang sehen sich die beiden stumm an. Dann wendet sich der Abt ab.

„Sehe Dich, Dimitar,“ sagte er. „Nein, nicht dort — mir recht nahe, damit ich Dich sehen kann.“

Es ist ein großes Zimmer. An der Längsseite ein schmales Bett mit weißer Decke, daneben der Schrank, eine Truhe und die eiserne Klosterkassette. Zwischen den Fenstern ein beinernes Kreuzifix und ein Wetschemel, das ewige Licht darüber.

„Ich hätte es nicht gedacht . . .“ sagt endlich der Abt.

„Verdammt mich nicht!“

„Ich — Dich verdammen!“ Der Alte lacht. Und dann so ruhig, als erzählte er einem kranken Kinde ein Märchen aus längstvergangenen Zeiten — ein Märchen, so erfreulich, wie es aus diesem strengen Munde noch niemand vernommen hat:

„. . . . Es war einmal ein junger Bruder, der war gut und gottesfürchtig. Er diente mit ganzer Seele. Sieh, da ging er einmal in die Felder. Es war im Juni . . .“

Draußen, wo die Heide anfängt, stand ein Mädchen, ein halbes Kind — er kannte sie wohl. Eines Hirten Tochter. Er blieb stehen, sprach so die alltäglichen Worte zu ihr und sah ihr zu, wie sie Wasser aus dem Brunnen schöpfte. Sie hatte schwarzes, zerzaustes Haar und lodernde Augen. Sie sprach lech mit ihm und blickte ihn offen an und lachte ihn aus.

Als er heimging, dachte er viel über sie nach. Tags darauf stand er im Klosterhofe und verdonnerte die, die da lau sind im Erfüllen der Gebote. Sein Blick glitt suchend über die Schar und — fand sie.

Er wußte nicht, wie ihm geschah. Die Predigt wurde mild, er sprach nicht mehr von ewigen und weltlichen Strafen, er sprach nur noch vom göttlichen Erbarmen.

Am Abend lehnte er an seinem Fenster und sann. Aus dem Wirkshause klangen abgerissene Töne eines Dudelsaßs mit vielstimmigem Gesang vermischt und dem Stampfen des Reigens. Er vergaß sein Nachtgebet und horchte, bis beim ersten Frühschimmer die Musik verklang. Er kannte sich selbst nicht mehr.

Abend für Abend wanderte er in die Felder, und immer fand er sie.

Im Kloster feierte man Kirchweih. Da gab's im Refektorium ein großes Mahl — das hielt ihn auf, weit über Mitternacht. Der Kopf war ihm müd und schwer. Er ging leise zum Tor hinaus, den Weg der Rosenhecke. Und gerade unter

dem letzten Busch sah er was Helles schimmern. Das Hirtenmädchen. Es schlief. Als sein Atem über ihre Wangen strich, erwachte sie.

„Was machst Du hier?“ fragte er.

„Ich warte auf Euch.“

Es klang so treuherzig, so selbstverständlich, so rührend. Da sank er zu ihr nieder und küßte den Kuß der Liebe. Die Rosenblätter des Sommers fielen auf die beiden. Ein lieblicheres Welt war keiner Fürstenbraut gerichtet, als der armen Ljubika und — mir.

Dann kam die Reue. Was mir von Kind auf an Glauben eingepflichtet war, rang mit der Liebe, bis es mich zum Bekenntnis auf die Knie niederzerrte. Ich fand einen milden Richter. Der Abt war nicht unser Feind — das war ein Mann, der draußen seinen Abenteuern nachgegangen, die Welt kennen, fürchten und hoffen gelernt hatte. Da sie stärker war als er, hatte er sich, vom Kampfe wund, zu uns geflüchtet. Sie meinten, das Fleisch in ihm müsse gestorben sein, da er so schweigsam, so hart war — und machten ihn zum Abte.

Aber ich, ich lernte ihn anders kennen. Als ich ihm gebeichtet hatte, weinte er. Das Abendmahl aber erteilte er mir nicht. Erst sollte ich zwei Jahre lang büßen . . .

Und sich, ich fürchtete die Hölle. In derselben Nacht noch reiste ich ins Kloster Glinwah. Es liegt hoch oben im Gebirge — kein Haß aus der Welt drang zu uns. Im Winter heulten die Wölfe um uns. Wenn ich an die zwei Jahre zurückdenke — an die Tage voll Unruhe, an die furchtbaren Nächte! Ich strafte mein Blut mit Kasteiungen, und der matteste Pulsschlag klopfte noch ihr zu. Ich lag vor den Gnadenbildern und doch kam die Sehnsucht wieder.

Die Zucht in Glinwah war nicht allzu streng, ich durfte nach Willkür aus- und eingehen. So kam ich auch zum Popen von Grabika. Er war oft bei uns im Kloster gewesen — aber was er zu mir sprach, als ich bei ihm war, klang ganz anders als seine Klosterprache. Er hatte viele Bücher. Deutsche Bücher. Sie lasen sich anders als die Legenden und Apostel. Das waren Werke, deren Titel ich noch nie vernommen hatte.

Eines Tages war es hell in mir. Ich wußte nun, daß der Marder nicht sündigt, wenn er raubt.

Da starb mein alter Abt, der Wittwiser meiner Schuld. Ich wurde hierher zurückgerufen. Scheu mied ich jeden Schritt über die Klosterpforte. Wenn ich predigte, wagte ich nicht, die Augen aufzuschlagen. Aber ich fürchtete mich grundlos. Ljubika war aus dieser Gegend verschwunden. Und mit der Zeit ward ich ruhig . . .

Am Jahrestage meiner Flucht in die Berge fand der Bruder Pförtner ein kleines Kind vor unserer Tür. Woher es kam, wußte niemand. Als ich die Münze sah, die es am Halschen trug, da wußte ich's allein.

Vergeißung erhielt ich von niemand und niemals. Ich habe mich selbst mit mir abgefunden. Das Volk kniet im Sande vor mir und ich segne es. Dort unter Glas und Rahmen hängt der Brief des Bischofs. Wer wagt ihn herabzureißen und zu vernichten? Ich bin alt und weiß geworden — und wer vergilt mir die Jahre, die meine Jugend getödet haben? Und eine arme Seele, Ljubika, hat ins Elend gehen müssen . . .

Du, mein Kind, sollst nicht leiden, was ich gelitten habe. Ich nehme Deine Sünden auf mich, Du bist frei. Steh auf, die Zeit drängt.“

Er nimmt ein verschnürtes Päckchen vom Tische.

„Die Klosterpforte steht offen — geh! Gehe, mein Sohn, sei glücklich! Gehe auf den Balkan — nach Griechenland — wohin Du willst. Kein Mensch soll Dich kennen. Wenn Du ein Haus hast, ein Weib und Kinder, dann denk an mich.“

Er schiebt ihn zur Türe hinaus und sperrt ab

Kleines feuilleton.

Kernlose Äpfel und Birnen. Seit vielen Jahren beschäftigt sich die Forscher mit dem Problem, Obst zu züchten, das keine Kerne und, wie bei Äpfeln und Birnen, auch kein Kerngehäuse hat. Die Amerikaner, die uns von Zeit zu Zeit mit verblüffenden Neuheiten beglücken, brachten vor einigen Jahren bereits kernlose Äpfel auf den Markt. Die Neuheit wurde mit Kopfschütteln empfangen, und die Gelehrten wurden stutzig. Man hatte nach blütenbiologischen Gesetzen die Bildung von Fruchtfleisch ohne Kernentwicklung für unmöglich oder doch für eine seltene Ausnahmeerscheinung gehalten. Immerhin wußte man zum Beispiel von gewissen Gurkenarten, daß sie Gurken entwickelten, auch wenn die Blüten durch Ausschneiden der weiblichen Narbe, des Stempels (wie der Fachmann sagt: durch Kastrierung), unfruchtbar gemacht worden waren. Die Kerne der Gurken, also der Samen, verkümmerten. Anfänglich bildete sich wohl noch die Kernhaut, während das Innere, der eigentliche Kern, mit dem entwickelungsfähigen Keim schon fehlte, dann aber blieb auch die Bildung der Kernhaut, der Schale, unterdrückt. Spekulative Botaniker sagten sich, daß diese Erscheinung der „Jungfernerfruchtbarkeit“ sich wohl auch auf das Obst übertragen lassen müsse und wurden in ihrer Annahme durch die Tatsache bestärkt, daß sie alljährlich auch schon Birnen

fanden, bei denen die Kerne total verkümmert und das Kerngehäuse nur schwach entwickelt war.

Der Leiter der Pflanzenphysiologischen Versuchsanstalt des königlichen Pomologischen Instituts in Proskau, Dr. Ewert, hat nun seit zwei Jahren eingehende Untersuchungen und Kulturversuche mit Obstsorten in bezug auf ihre „Jungfernerfruchtbarkeit“ (Parthenokarpie) angestellt und auf dem Kongress des Deutschen Pomologenvereins, der vom 5. bis 11. Oktober in Mannheim stattfand, über seine Versuchsergebnisse berichtet.

Als man in Amerika begann, einzelne bestimmte Obstsorten in großen Mengen anzupflanzen, beobachtete man, daß viele Bäume auch bei Selbstbefruchtung fruchtbar waren, insofern, als sie das als Nahrungs- und Genußmittel hochgeschätzte Fruchtfleisch ausbildeten. Diese Entdeckung war auch für Deutschland von großer Bedeutung, da auch wir in manchen Gegenden viele Kilometer lange Obstplantagen immer derselben Sorte besitzen! Nun ist es Dr. Ewert gelungen, eine ganze Anzahl Äpfel-, Birnen- und sogar Kirschenarten festzustellen, die nicht etwa bloß infolge einer Selbstbestäubung, sondern sogar ohne jede Befruchtung befähigt sind, Früchte anzusetzen. Bis jetzt hat er vierzehn Äpfel- und Birnenarten als vollkommen „jungfernerfruchtbar“ ermittelt. Die Parthenokarpie ist für die ganze Pomologie und den praktischen Obstbau von allergrößter Bedeutung. Einmal sind die Blüten nicht auf die Bestäubung durch die Insekten angewiesen, wodurch das Bedenken in sich zusammenfällt, in bienenarmen Gegenden Obst anzupflanzen; dann wird die bisher über alle Maßen gefürchtete Frühlingsfrosth Gefahr, die mit Staubfäden und Stempeln die ganze Obsternte vernichtete, wesentlich abgeschwächt.

Das sind ganz hervorragende Faktoren. Das „Pußen“, das Abwerfen überzähliger Blüten, wird allerdings auch bei den jungfernerfruchtigen Sorten beobachtet, denn kein Baum ist imstande, sämtliche Blüten alljährlich zur Frucht zu reifen; das ganze ginge über seine Kraft.

Dr. Ewert hat seine Versuche nicht im Glashause, sondern im Freien angestellt und gefunden, daß die „Jungfernerfruchtbarkeit“ abhängig ist von Klima, Bitterung und Ernährungszustand des Baumes und daß sie mit der Günstigkeit der Bitterungsverhältnisse wächst. Er fordert sämtliche Obstzüchter und Interessenten auf, an der Beobachtung aller der Sorten mitzuwirken, die zur Jungfernerfruchtbarkeit, zur Entwidlung und Ausbildung kernloser Früchte neigen und ihm ihre Erfahrungen bekannt zu geben. Gelingt es uns — und es wird uns gelingen —, so schloß er unter lebhaftem Beifall seine Ausführungen — regelmäßige Ernten kernloser Obstes zu erhalten, so werden wir den deutschen Obstbau, den wir schon aus volkswirtschaftlichen Gründen nicht hoch genug anschlagen können, in neuer, radikaler Weise zu fördern und zu heben wissen.

Literarisches.

Dr. Otto Wittner: „Moriz Hartmanns gesammelte Werke.“ (Prag 1907. J. G. Calvesche Universitätsbuchhandlung.) Nun ist auch der zweite Teil der Hartmann-Biographie erschienen, deren erster hier bereits im April eine breite Erörterung gefunden hat. Lag der Reiz jenes Bandes in der Schilderung der aktiven Anteilnahme Hartmanns an der Wiener Revolutionsbewegung und am Frankfurter Parlament, dessen Abgeordneter er war, so ist der Inhalt dieses Schlussbandes nicht minder reich, nicht minder fesselnd. Der Verfasser erweist sich als ein Literaturhistoriker von modernem Gepräge, das heißt: er geht seinem Helden auf allen Bahnen nach und ist bemüht, seine menschliche wie dichterische Persönlichkeit als Ergebnis der Zeitumstände vor uns hinzustellen, indem er zugleich diese selbst charakterisiert. Es mag hierbei eine solche Darstellungsweise leicht in die Breite gehen, so daß der eigentliche Gegenstand zeitweise vollkommen in den Hintergrund gedrängt wird — falls eben der Verfasser kein sicheres Gefühl für die Dekonomie des Stoffes hat. Aber diese Bedenken lassen sich auf Wittners Hartmann-Biographie keineswegs anwenden. Auch in diesem zweiten Bande, der in seinem überwiegenden Teil die ästhetische Wertung des Dichters und Schriftstellers vollzieht, wird Hartmann als politischer Kämpfer und Denker eingehend behandelt. Der erste Band schloß damit ab, daß Hartmann nach behördlicher Auseinandersetzung des Stutzgarter Rumpsparlaments ins Ausland flüchten muß. Fortan ist er, von Deutschland wie Oesterreich proskribiert, gezwungen, in der Fremde zu weilen. Zunächst geht er in die Schweiz. Genf, dann Bern erwähnt er zum Ushl. Manderlet, Pottisches wie Novellen und Romane, entstehen. Die Schweiz kann aber dem Verbannten nicht bieten, was er notwendig braucht. Eine Basis für seine Existenz. So geht er denn über England nach Paris. Hier erlebt er den Staatsstreich Napoleons III. Interessante Details werden da vom Biographen mitgeteilt. Mittlerweile hat sich Hartmann als Korrespondent der „Nölnischen Zeitung“ usw. eine gefestigte Stellung erworben. Das war seit 1853. Napoleon hatte, um seinem höchsten Ehrgeiz zu genügen, für die Sicherung seiner Person ein übriges getan, indem er eine Behörde ins Leben rief, die ihrerseits eine Razzia auf alle oppositionellen Elemente einleitete. Eines ihrer bemerkenswerten Opfer sollte denn auch Hartmann sein, obzwar er sich durch nichts verdächtig gemacht hatte. Er wurde am 3. Februar verhaftet und in dem damaligen Staatsgefängnis Mazas interniert, indes schon am 22. nach Erlegung einer Kaution entlassen. Nachher wurde Mittelfrankreich bereist. Aber trotz aller Annehmlichkeiten des Lebens in Paris verzehrt sich Hartmann im Sehnsucht nach Deutschland. Mehr als einmal hofft er zurückzukehren

und insbesondere seine alte, von einem Hirnleiden betroffene Mutter in Duzchnitt wiedersehen zu können. Wenn er auch einer partiellen Amnestie — sie beschränkte sich auf Stuttgart — teilhaftig wurde, Preußen und Oesterreich blieb ihm nach wie vor verschlossen. Der Ausbruch des Orientkrieges mochte ihm da als Erlösung erscheinen. Im Auftrag der „Römischen Zeitung“ ging er dorthin. Um so mehr schnte er sich nach der Heimat und betrieb zu diesem Behuf eine Amnestierung. Jedoch vergebens. So sah er sich denn genötigt, adermals nach Paris zu gehen. Währenddessen erneute er sein Amnestiegesuch. Es blieb wieder erfolglos. Die Mutter starb. Nach Oesterreich durfte sich der Dichter noch lange nicht wagen. Er betrachtete aber seine Amnestierung in Deutschland als ein teilweises Glück; denn nun ist doch ein großes Stück Bewegungsfreiheit gewonnen. Verschiedene Reisen werden gemacht; auch nach Dänemark. Nach erfolgter Rückkehr nahm Hartmann in Genf vorübergehenden Aufenthalt. Die italienischen Ausstände führten ihn nach Florenz. Hier regt sich wieder einmal der „Piaffe Maurizio“ in ihm. Er beginnt einen Zyklus von Satiren über gesellschaftliche und künstlerische Zustände in — Deutschland zu schreiben, kommt aber nur zu fünf Gedichten, wovon zwei obendrein Fragmente geblieben sind. Eine Travestie behandelt die Schöpfung des ersten stehenden Heeres. Diese glänzende Satire ist — wie sollte es anders sein? — gegen den preussischen Drill gerichtet. Von Florenz lenkte Hartmann seine Schritte wieder nach Genf. Hier findet er vorläufig seinen Ruhepunkt. Er heiratet und übernimmt später Vorlesungen über deutsche Literatur an der Universität. Aber er entwickelt auch als Novellist eine reiche Fruchtbarkeit. Daneben entstehen mehrere Lustspiele, die mit Glück über einige Bühnen gehen. Es zog aber den Dichter bei allem Glück, das ihm in Genf erblüht war, doch immer nach Deutschland. Und so erwählte er 1863 Stuttgart als Aufenthaltsort. Literarische Unternehmungen, die seine Existenz völlig sicherten, hatten hierzu den Ausschlag gegeben. Nach fünfjähriger ersprießlicher Arbeit als Redakteur der „Freya“ usw. wurde ihm die Redaktion des Feuilletons der „Wiener Neuen Freien Presse“ angeboten. Amnestiert, sah er die Heimat und Wien nach zwanzigjähriger Verbannung wieder. Aber kein Blatt, nicht einmal dasjenige, dem nunmehr seine Wirksamkeit gelten sollte, nahm von seiner Rückkehr Notiz. Er war ein Fremdling geworden und seine Klage war so schmerzlich als wahr:

Nach Brode zog der Bruder aus,
Die Schwestern folgten ihrem Sterne,
Geschlossen ist das liebe Haus.
Und Vater, Mutter — mehr als ferne.
Nun bin ich kein Verbannter mehr —
Was kommt es? Ich bin ausgeschlossen;
Still ist's und traurig rings umher,
Gras vor der Tür, hoch aufgeschossen . . .

Nur noch vier durch schwere körperliche Leiden heimgefachte Lebensjahre waren dem Dichter beschieden. Im Mai 1872 schloß er die Augen. Ein reichbewegtes Dasein war zum Abschluß gekommen. Ein reich und vielseitig begabter Geist, eine demokratische Natur von altem Schrot und Korn, festhaltend an den Idealen des Sturmjahres 1848/49: so bleibt uns die Erinnerung an Hartmann erhalten. —

Medizinisches.

Der Kehlkopfkatarrh als Berufskrankheit. Unter den verschiedenen Formen des Kehlkopfkatarrhs gibt es eine solche, die man als trockenen Katarrh bezeichnet, weil die Kehlkopfschleimhaut entweder zu wenig Sekret absondert oder das Sekret hat eine zähe, fadenziehende Beschaffenheit und verursacht dadurch mancherlei Beschwerden. Unter den Ursachen spielt neben den Infektionskrankheiten, wie der Influenza, die Erkältung eine große Rolle. Verufe, bei denen leicht Erkältungen vorkommen, weisen daher, neben sonstigen Erkrankungen des Atmungsapparates, häufig gerade diese Form des Kehlkopfkatarrhs auf. So findet man sie bei Omnibus- und Trambahnkassierern, welche bei schlechter Bitterung während des ganzen Tages im Freien auf dem Hinterrücken ihrer Wagen stehen, alle Augenblicke in das Innere des Wagens hineingehen, woselbst sie eine schlechte, bisweilen mit Wasserdampf überfüllte Luft einzuatmen gezwungen sind, und dann beim Herausstreiten wieder die kalte Außenluft einatmen. Dr. Alexander in Berlin weist nun darauf hin, daß auch die Einwirkung starker, strahlender Hitze auf die Schleimhaut der oberen Luftwege ihnen nachteilig ist. Darum findet man den trockenen Kehlkopfkatarrh sehr häufig bei Köchinnen, Wäscherinnen, jugendlichen Schlossern oder Schmieden infolge deren Aufenthalt am offenen Feuerherd. Auch Düglerinnen, Maschinisten und Heizer gehören in diese Kategorie, vor allem aber Feuerwehrlente. Dr. Alexander beobachtete mehrmals, wie nach größeren, schweren Bränden von Fabriken und Häuserkomplexen, bei welchen der einzelne Mann außergewöhnlich lange in der Nähe der Glut des Feuerherdes verweilen mußte, mehrere Tage darauf bei einzelnen Feuerwehrlenten ein sehr heftiger Kehlkopfkatarrh entstand. Auch die beim Löschen sich entwickelnden heißen Wasserdämpfe können in Frage kommen. So wurde die Ehefrau eines Kohlenhändlers beobachtet, bei welchem mehrfach Kohlbrände ausbrachen, wobei die Frau mitlöschten mußte. Sie erkrankte darauf jedesmal an trockenem Kehlkopfkatarrh mit starker Heiserkeit.

Humoristisches.

— **Letztes Mittel.** In einer Gasse der Altstadt wird bei einer Kauferei einer der Teilnehmer gestochen. Derselbe stellt sich nun auf die Mitte der Straße und singt, so laut er kann. Sofort erscheint ein Schuhmann und fragt ihn, was er die Nacht um zwei Uhr noch zu singen habe. — „Ich bin gestochen,“ erwidert der Sänger. — „So,“ sagt der Schuhmann, „und da singen Sie noch?“ — „Ja,“ antwortet der andere, „wenn ich um Hilfe gerufen hätte, wären Sie doch nicht gekommen.“

— **Im Eifer.** Agent: „Wenn Sie sich in unsere Versicherung aufnehmen lassen, erhalten Sie bereits nach zehn Jahren eine fortwährend steigende Rente!“

Herr: „Mag sein — aber augenblicklich danke ich. Vielleicht im nächsten Jahre!“

Agent: „Mein Herr, eine solche wichtige Angelegenheit soll man nicht verjäten; wer weiß, ob Sie im nächsten Jahre noch leben!“

— **Nie zufrieden.** Mann: „Na also, um des lieben Friedens willen gebe ich halt nach!“ — Frau: „Daß Du Dir aber deshalb nicht etwa einbildest, Du seist der Bescheidere!“

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— **Gorkis „Mutter“**, die in unserem Feuilleton erscheint, hat in Rußland alle Mächte der Finsternis gegen sich entfesselt. Diese tiefe und echte Darstellung, die mit stärkstem Mitempfinden aber auch mit durchaus künstlerischen Mitteln das Erwasen und Wachsen sozialistischen Fühlens und Denkens in einfachen, wahren Naturen schildert, wurde konfisziert. Freilich als schon 40 000 Exemplare verbreitet waren. Außerdem wurde gegen Gorki Anklage wegen Gotteslästerung erhoben. Im ganzen schweben fünf oder sechs Prozesse gegen ihn, die dem sich nach seinem Vaterlande sehrenden Dichter die Rückkehr unmöglich machen. Er müßte denn direkt in die Verbannung oder in die Zwangsarbeit überfledet werden. . . . Gorki ist seit seiner Amerikareise das Opfer allerlei unwahrer Sensationsmeldungen geworden. Kürzlich las man in bürgerlichen Blättern, er habe den amerikanischen und sonstigen heuchlerischen Vorurteilen seine Konzession gemacht und seine Beziehungen zu Frau Andrejeva, seiner mutigen und verständnisvollen Gefährtin, ipsebürgerlich abstempeln lassen. Allein Gorki läßt den „anständigen“ Bürgern ins Gesicht, er ist der „Schriftsteller“ geblieben, „der die Nase zu hoch trägt“. Die honette Welt kann ruhig weiter Anstoß an ihm nehmen.

— **Adolf Furtwängler** ist in einem Krankenhause zu Rhen einer Ruhe, die er sich bei seinen Ausgrabungen in Aegina zugezogen hatte, erlegen. Verhältnismäßig jung — im Alter von 54 Jahren — und viel zu früh für Wissenschaft und Leben ist dieser Forscher und Lehrer der antiken Kunstgeschichte dahingegangen. Kein trodener Platanensammler und lederner Bücherwurm, sondern ein lebendig Anschauender und von hellenischer Schönheit innerlich Ergriffener war dieser prächtige Mann, der scharfsinnig und kritisch im Forschen war, und als Lehrer die Sinne zum klaren Sehen und genießenden Schauen erweckte. Frisch, unmittelbar, impulsiv — eine Künsternatur und doch ein schwer gelehrter Mann, war F. unser bester und glänzendster Archäologe, an dem kein Hauch von der Bureaukraten- und Standesnatur des üblichen deutschen Professors war. Furtwängler, der 1853 in Freiburg i. Br. geboren war, kam frühzeitig an die praktische Arbeit, er war beteiligt an den deutschen Ausgrabungen in Olympia. Später Assistent an den Berliner Museen und Dozent in Berlin, 1894 wurde er nach München an die Stelle seines Lehrers Bruns berufen. Hier hat er seitdem gewirkt, reformierend und den ganzen archäologischen Betrieb fördernd. Wiederholt hat er auch wieder den Spaten in Griechenland angelegt. Die Plastik wie die Gemmen- und Vasenfunde verdanken Furtwängler eine Reihe geschätzter Ergebnisse und mustergültiger Beschreibungen. Vor allem anderen aber hat er in vielen den Funken der Begeisterung entzündet für die Formenschönheit antiker Kunst.

— **Ein Drama von Posé**, dem amerikanischen Nobellisten, der auch die jetzt grassierenden Detektivgeschichten begründet und psychologisch und literarisch zur Meisterkraft erhoben hat, ist wieder aufgefunden worden. Es ist unvollendet und behandelt einen italienischen Stoff aus dem 15. Jahrhundert. Es ist nach seinem Helden Poliziano, dem Dichter und Humanisten benannt.

— **Briefe Nietzsche's** aus dem Jahre 1888, die bisher nicht veröffentlicht waren, werden im Novemberheft der „Neuen Rundschau“ erscheinen.

— **„Der Kunstwart“** hat mit dem 1. Oktoberheft den 21. Jahrgang eröffnet. Umfang und Ziele sind wieder erweitert worden. Der Leserkreis des Blattes hat sich nach einer Mitteilung des Verlegers im letzten Jahrzehnt verdierzigfacht. Der gediegene Berater in künstlerischen und Kulturfragen, der oft genug den Mut der Ueberzeugung betätigt hat gegenüber „geheiligten“ Personen und Sachen, wird auch in Zukunft Arbeit genug finden, die Kultur zu bekämpfen und Freude an und Verständnis für Kunst zu verbreiten.